

Strenger, moderner, einheitlicher: Gymis vor grosser Reform

NZZ am Sonntag, 27.9.2020

Die Gymnasien in der Schweiz werden umgebaut. Mit einem neuen Lehrplan sollen auch die Regeln für das Bestehen der Matur überprüft werden.

René Donzé

In den nächsten Tagen startet, unbemerkt von der Öffentlichkeit, eine der grössten Reformen der Gymnasien seit langem. In Murten werden gegen hundert Experten in einer Klausur die Grundlagen für das Gymnasium der Zukunft erarbeiten. Der neue Lehrplan soll präziser vorschreiben, was Maturanden in der ganzen Schweiz lernen müssen.

«Unter dem jetzigen Lehrplan können die Gymnasien mehr oder weniger tun und lassen, was sie wollen», sagt Franz Eberle, emeritierter Professor für Gymnasialpädagogik. Das führt zu grossen Unterschieden in der Qualität des Schulabschlusses, der den Zugang zu allen Universitäten ermöglicht. Und es ist mit ein Grund für die unterschiedlichen Matura-

quoten im Land. Geplant ist auch eine Ausweitung der Prüfungsfächer. Als gesetzt gilt, dass Informatik sowie Wirtschaft und Recht neu dazukommen. Mehr Raum im Lehrplan soll es geben für politische Bildung und Unterricht in nachhaltiger Entwicklung.

Zur Diskussion steht auch eine Verschärfung der Normen für das Bestehen der Matura. Unter dem heutigen System können Schwächen in zentralen Fächern wie Sprachen oder Mathematik einfach kompensiert werden. Zu leicht, finden viele. «Die Bedingungen müssen geschärft werden», sagt Eberle.

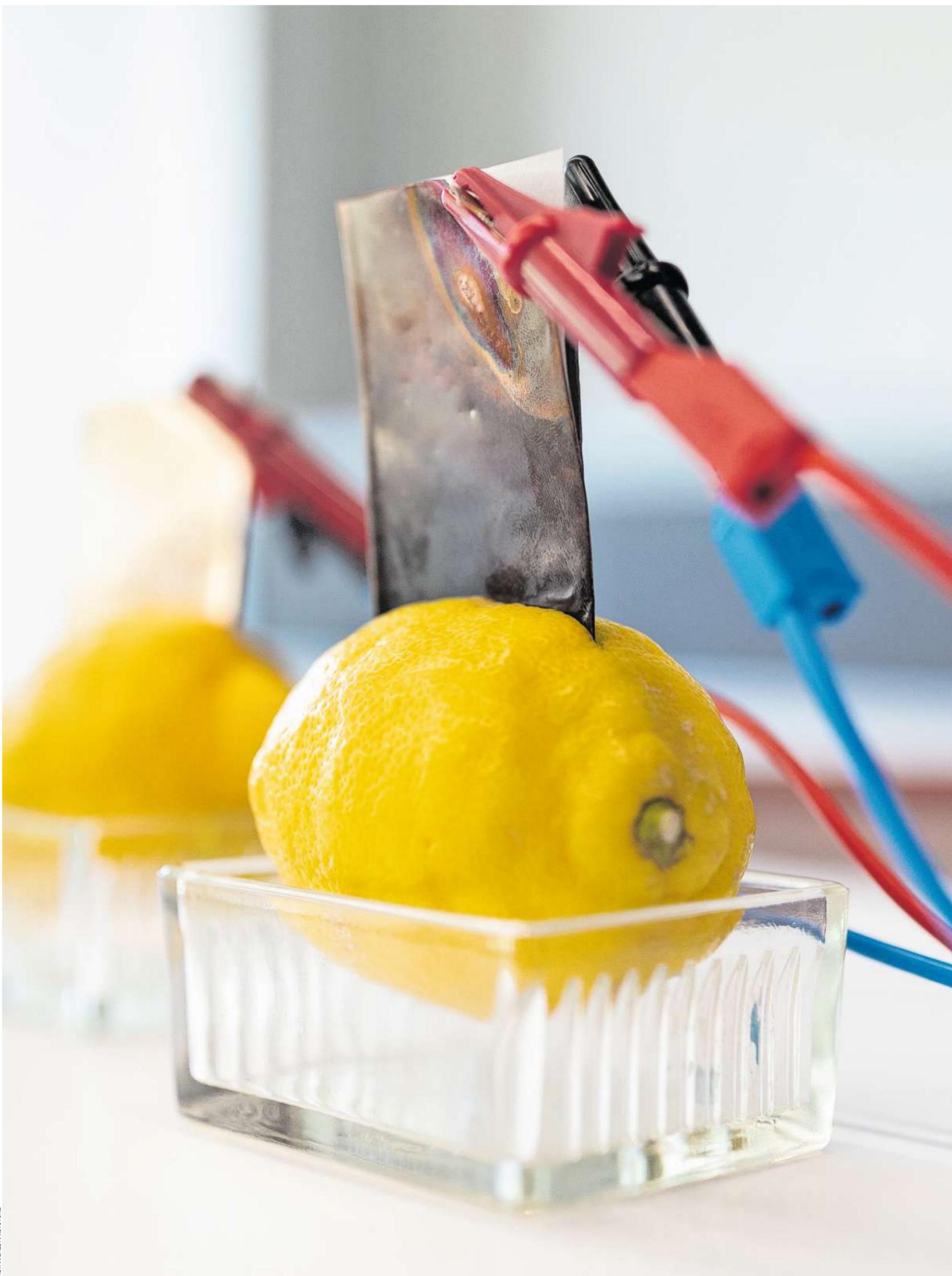
Massgeblich beteiligt sind die Gymnasiallehrer. Deren Schweizer Präsident Lucius Hartmann sagt: «Wenn wir schon eine Reform angehen, dann muss sie gründlich sein.» Michael Hengartner, Präsident des ETH-Rats, begrüsst das Vorhaben: «Zentral für die Schweizer Hochschulen ist eine hohe Qualität der Matura. Ein gewisser schweizweiter Qualitätsstandard ist für uns daher

von Interesse.» Dies betreffe vor allem Erstsprache, Mathematik, algorithmisches Denken und selbstorganisiertes Lernen. Fehlendes Fachwissen hingegen könne auf Hochschulstufe einfacher nachgeholt werden.

Die Pläne von Bund und Kantonen haben politische Brisanz. So ist der Zuger Bildungsdirektor Stephan Schleiss (svp.) skeptisch gegenüber der höheren Regeldichte: «Wir sind bisher gut gefahren mit dem grossen Spielraum für die Gymnasien», sagt er. Eine schweizweite Vereinheitlichung könnte auch zu einer Nivellierung nach unten führen.

Bedeckt halten sich der Bund und die kantonalen Erziehungsdirektoren, die das Reformprojekt verantworten. «Der Rahmenlehrplan und das Anerkennungsreglement müssen, wo notwendig, aktualisiert werden, so dass die anerkannte Qualität der Maturität bestehen bleibt», heisst es auf Anfrage lediglich.

Beilage Bildung



CAETAN BALLY / KEVSTONE

Für eine schlauere Bildungselite

Die Schweiz reformiert die Maturität. Was muss sich ändern, damit nur die Besten an die Universitäten gelangen? Einblick in ein bildungspolitisches Experiment

Baustelle Maturität

Der Schweizer Maturität steht ein Lifting bevor. Derzeit brüten Experten über neuen Fächern, neuen Lehrplänen und neuen Kriterien für das begehrte Zeugnis. Das Ziel: ein einheitlicheres und gerechteres System. Kann das gelingen? **Von René Donzé**

Das Ziel ist ambitiös, der Zeitplan auch. Demnächst treffen sich gegen hundert Personen zu einer fünf-tägigen Klausur in Murten, um über die Schweizer Matura zu diskutieren. Die Gruppe setzt sich zusammen aus Lehrerinnen und Didaktikern sämtlicher Fachrichtungen. Sie handeln im Auftrag des Bundes und der kantonalen Erziehungsdirektoren.

Es ist der Auftakt zu einer ehrgeizigen Reform der Gymnasien, die bis 2023 umgesetzt werden soll. In Murten entsteht das Herzstück des neuen Gymnasiums: der neue Rahmenlehrplan. Anders als der aktuell gültige soll der neue detailliertere Vorgaben dazu machen, was an sämtlichen Gymis gelehrt wird. Aus Kreisen der Beteiligten fällt immer wieder der Begriff einer «mittleren Regelungs-dichte», die angestrebt wird. Kritiker sprechen von einer Art Lehrplan 21 für die Gymnasien. Dieser regelt die Lernziele der Volksschule bis ins Detail. So weit will man bei den Gymnasien nicht gehen, eine gewisse Harmonisierung wird aber angestrebt. Heute ist der Spielraum so gross, dass eine Genfer Matur mit einer Zürcher oder einer Schaffhauer kaum vergleichbar ist.

Das bestätigt auch der Mann, der sich seit Jahrzehnten wissenschaftlich mit dem Mittelschulwesen der Schweiz befasst: Franz Eberle, emeritierter Professor für Gymnasialpädagogik an der Universität Zürich und Mitglied der Schweizerischen Maturitätskommission. «Unter dem jetzigen Rahmenlehrplan können die Gymnasien mehr oder weniger tun und lassen, was sie wollen», sagt er. Der grosse Spielraum sei zwar für die Schulen und die Kantone schön, könne aber zum Problem werden, weil die Matura am Ende den prüfungsfreien Zugang zu allen Schweizer Universitäten ermöglicht. Das setzt einen gewissen Standard voraus.

Mit der angestrebten Reform werden nicht bloss die Leitplanken für die Gym-

nasien enger gesetzt. Es sollen auch neue Inhalte vorgeschrieben, neue Fächer geschaffen und die Matura neu geregelt werden. So werden voraussichtlich Informatik sowie Wirtschaft und Recht zu Maturafächern aufgewertet. Zwingend vorgeschrieben werden politische Bildung und Bildung für nachhaltige Entwicklung - hier ist noch offen, ob sie als Fach oder überfachlich gelehrt werden. Auch der Ruf nach einem Fach Philosophie ist schon laut geworden oder dass Sport zum Maturafach wird.

Lernen die Schülerinnen heute das Falsche, oder ist gar die Matura zu leicht zu bestehen? Auf entsprechende Fragen weichen die Zuständigen beim Bund und bei den Kantonen aus. «Die Matura ist nicht zu einfach. Aber sie braucht eine Weiterentwicklung», heisst es in einer gemeinsamen E-Mail des Bildungs-Staatssekretariats und der Erziehungsdirektorenkonferenz. Telefonische Auskünfte will man nicht erteilen. «Der Rahmenlehrplan und das Anerkennungsreglement müssen wo notwendig aktualisiert werden, so dass die anerkannte Qualität der Maturität bestehen bleibt», schreiben die Ämter.

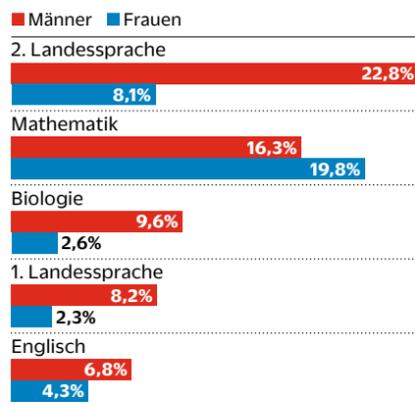
Neue Fächer und neue Inhalte

Der Umbau des Inhalts der Gymnasien geht einher mit der Frage, welche Fächer künftig für das Bestehen der Matur nötig sein werden. Heute gibt es dreizehn Maturanoten. Zehn davon für die Grundlagenfächer (zwei Landessprachen, eine dritte Sprache, Mathematik, Biologie, Chemie, Physik, Geschichte, Geografie sowie Musik oder Bildnerisches Gestalten). Dazu kommt ein frei wählbares Schwerpunktfach, ein Ergänzungsfach sowie die Maturaarbeit. Das seien heute schon zu viele Noten, wird oft kritisiert.

Und nun kommen im Minimum noch Informatik sowie Wirtschaft und Recht dazu. Als Maturafächer werden sie mehr Raum im Stundenplan einnehmen als bisher. Das heisst: Andere Fächer müssen Federn lassen, der Verteilungskampf zwi-

Schwache Leistungen

Anteil der ungenügenden Noten bei Maturandinnen und Maturanden



Quelle: Bildungsbericht Schweiz (Daten 2014, ausgewählte Fächer)

schen den Fachschaften wird verschärft. Einen Vorgeschmack dafür erlebt derzeit der Kanton Zürich, der jetzt schon am Untergymnasium Geografie beschneiden will und damit prompt auf Widerstand der Lehrer stösst. Nebst allen zusätzlichen inhaltlichen Anforderungen sollen die Gymnasien künftig mehr Wert legen auf wissenschaftsvorbereitendes Arbeiten ihrer Schülerinnen und Schüler.

Wird man mit der angestrebten Reform diesen Anforderungen gerecht? Die direkt Betroffenen haben Zweifel. «Die Zeit reicht nicht aus, um all die Diskussionen in der nötigen Tiefe zu führen», kritisiert Lucius Hartmann. Er ist Präsident des Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrerinnen und -lehrer und unterrichtet Mathematik, Latein und Griechisch an der Kantonsschule Zürcher Oberland in Wetzikon. Er sagt: «Wenn wir schon eine Reform angehen, dann muss sie gründlich sein.» Das Ziel, die Grundlagen des neuen Rahmenlehrplans in fünf Tagen zu erarbeiten, sei sehr sportlich. Zu sportlich. «Es besteht die Gefahr, dass man sich zu stark am bisherigen Modell orientiert.»

Eigentlich, so findet er, müsse man sich ganz grundsätzlich fragen, ob so viele verschiedene Fächer nötig sind oder ob einige zum Beispiel nur in Wahlpflicht angeboten werden könnten. Zudem brauche es mehr Raum für die Zusammenarbeit über die Fächergrenzen hinweg - vor allem in den beiden Jahren vor der Matura. Gleichzeitig warnt Hartmann davor, den Rahmenlehrplan zu überladen. «Nicht die ganze Unterrichtszeit darf mit Vorgaben ausgefüllt werden.»

Härtere Bestehensnormen

Nicht minder brisant als die Diskussion über den neuen Rahmenlehrplan wird jene über die Kriterien, die künftig für das Bestehen der Matur gelten. Heute gilt das Prinzip der doppelten Kompensation. Das heisst beispielsweise: Wer im Maturazeugnis in einem Fach eine 3 hat, also eine ganze Note unter 4 liegt, kann diese kompensieren, indem er in den anderen Fächern mindestens zwei ganze Noten über 4 liegt. Das führt dazu, dass sich die Schüler faktisch aus einem Fach verabschieden und trotzdem bestehen, weil ihnen zwölf andere Fächer zur Kompensation zur Verfügung stehen. Heikel ist dies vor allem dann, wenn sie die fürs Studium wichtigen Fächer Mathematik und Erstsprache schleifen lassen. Das kommt offenbar ab und zu vor. In den Maturazeugnissen weisen rund 20 Prozent der Maturanden ungenügende Mathematiknoten auf (Grafik).

Wenn nun noch neue Maturafächer dazukommen, droht das Zeugnis weiter zu verwässern. Diskutiert werden darum



Das Gymnasium soll noch besser aufs Studium vorbereiten: Schülerin bei einem Biologie-Experiment. (Glarus, 8. Mai 2018)



Politische Widerstände sind absehbar, denkt man an die Opposition gegen den Lehrplan 21 zurück.

auch neue Bestehensnormen. Eine Variante wäre eine neue Regel, wonach die Summe der fünf tiefsten Noten mindestens 19 betragen muss. Eine andere wäre, Mathematik und Erstsprache doppelt zu zählen.

Auch Gymnasialexperte Franz Eberle warnt davor, die Matura mit zu vielen Noten zu überladen. «Die Bestehensbedingungen müssen aber geschärft werden», sagt er - vor allem im Hinblick auf die allgemeine Studierfähigkeit der Absolventen. Eine neue Punkteregelung würde nicht alle Probleme lösen. Denn nicht alles, was die Schüler etwa in Mathematik lernen müssen, brauchen sie später im eigenen Studium. Dasselbe gilt für die Erstsprache. Vorstellen könnte er sich dafür eine zusätzliche Prüfung über die grundlegenden Kompetenzen in Mathematik, Erstsprache und Englisch, die alle bestehen müssten - analog zum kleinen Latinum, das einst Voraussetzung war für viele Studien. Zudem fordert er höhere Ansprüche an die Wissenschaftlichkeit der Maturaarbeiten.

Quoten werden nicht angetastet

Was bei der aktuellen Reform ausgeklammert wird, sind die grossen Unterschiede bei der kantonalen Gymiquote. Diese

liegt etwa in Basel-Stadt bei rund 30 Prozent, in Schaffhausen bei 14 Prozent, Zürich wiederum kennt einen Deckel bei 20 Prozent. Und auch die Aufnahmeverfahren unterscheiden sich: Zürich selektiert mittels Prüfungen, in anderen Kantonen entscheiden die Lehrerinnen, wer ans Gymi darf.

Obwohl die Bildungsforschung zeigt, dass eine höhere Gymiquote zu einem tendenziell tieferen Matura-Niveau führt, wird diese nicht harmonisiert. Ein solcher Eingriff in die Hoheit der Kantone ist politisch undenkbar. «Indirekt aber», so Eberle, «kann ein enger definierter Rahmenlehrplan auch zu einer Annäherung der Qualität der Maturanden und zu einer teilweisen Angleichung der Maturitätsquote führen.»

Zudem wollen Bund und Kantone im Rahmen der Reform klären, wer gesamtschweizerisch für die Qualität der gymnasialen Ausbildung verantwortlich ist. Auch dies könnte eine gewisse Harmonisierung der Gymnasien und der Matura bewirken. Politische Widerstände sind absehbar, denkt man an die Opposition gegen den Lehrplan 21 zurück. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob die hochgesteckten Ziele in der kurzen Zeit bis 2023 erreicht werden können.

Nachgefragt

«Mehr motivierte, kompetente und herzliche Lehrer»

Grössere Freiheit im Unterricht, einen fähigen Lehrkörper und die Abschaffung der Noten: Was sich drei ehemalige Schüler vom Gymnasium der Zukunft erhoffen.

Was haben Sie im Rückblick auf Ihre Ausbildung am Gymnasium vermisst?

Fiorella Linder: Mir hätte mehr Selbstständigkeit gutgetan, nicht nur bei der Organisation meines Lernens, sondern auch bei den Lerninhalten.

Jessica Brunner: Ich hätte mir gewünscht, dass das Wohlergehen der Schülerinnen und Schüler vor Leistung und Prestige gestanden hätte.

Alexander Winkler: Mehr gute, das heisst kompetente, motivierte und herzliche Lehrpersonen.

Was für ein Gymnasium wünschen Sie sich für Ihre Kinder?

Fiorella Linder: Einen Ort der Auseinandersetzung, der Schülerinnen und Schülern Klarmacht: Sie haben sich bewusst für diesen Weg entschieden und sind nur sich selbst gegenüber Rechenschaft schuldig.

Jessica Brunner: Eine Plattform, auf der sich Lehrende und Lernende auf Augenhöhe begegnen und voneinander lernen.

Alexander Winkler: Eine Schule ohne Noten, aber mit viel Feedback - an der ohne Druck gemeinsam vertieftes Wissen erarbeitet wird.



Fiorella Linder studiert in St. Gallen internationale Beziehungen und arbeitet als Kommunikationsmanagerin.

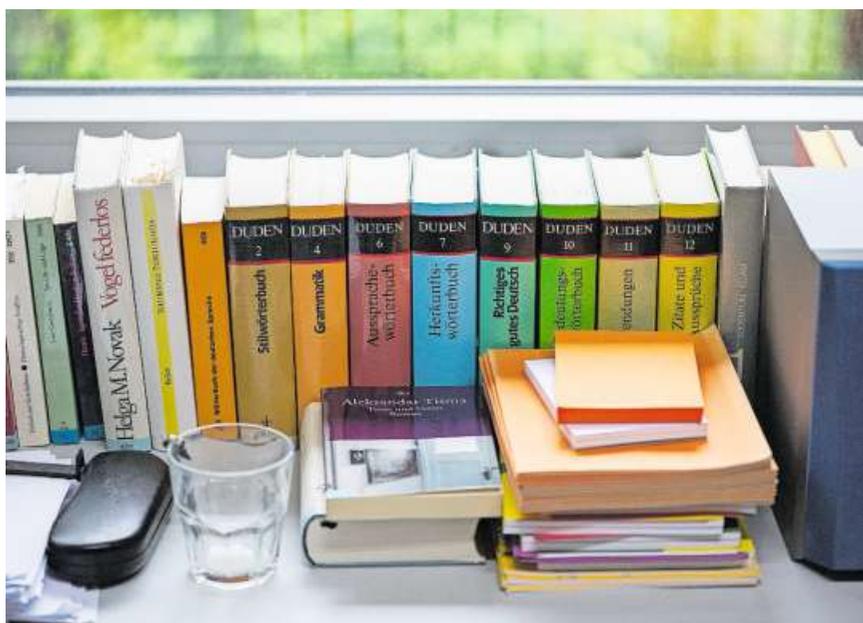


Jessica Brunner ist Slam-Poetin und studiert in Bern Germanistik und Philosophie.



Alexander Winkler studiert in Zürich Geschichte und Philosophie.

Deutsch, aber leider nicht deutlich



CHRISTIAN BEUTLER / KEVSTONE

Nachschlagewerke helfen wenig: Vielen Studierenden mangelt es an Sprachgefühl.

Fehlende Satz-Logik, falsche Interpunktion, leeres Geschwafel: An sprachlastigen Universitätsfakultäten wird über die mangelnde Sprachkompetenz Studierender geklagt. **Von Joel Bedetti**

In Kulturpessimismus will Roland Fankhauser, Studiendekan der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Basel, nicht verfallen. Doch sein Eindruck ist eindeutig: Die Schreibkompetenz vieler Studierender lasse seit einigen Jahren zu wünschen übrig. «Das reicht von praktisch inexistenten Kommaregeln über fehlende Zusammenhänge zwischen aufeinanderfolgenden Sätzen bis hin zu ganzen Passagen, die kaum Sinn ergeben», sagt Fankhauser. «In einem Fall fragte ich einen Studenten bei der Besprechung seiner fehlerhaften Arbeit, ob er fremdsprachig aufgewachsen sei», erinnert sich der Studiendekan. Der Student war perplex – Deutsch war schliesslich seine Muttersprache.

An anderen sprachintensiven Universitätsfakultäten klingt es ähnlich: Durchwegs wird bei Studienanfängern eine Verschlechterung des schriftlichen Ausdrucks festgestellt. Einerseits mangle es an Basiskenntnissen wie Interpunktion und Grammatik, andererseits aber auch an der Fähigkeit, komplexe Gedanken sprachlich zu ordnen und in einen stringenten Text zu fassen.

Skalpell statt Brotmesser

«Ein Grossteil der Maturandinnen und Maturanden ist des korrekten, geschweige denn des eleganten Schreibens auf Deutsch schlicht nicht mehr mächtig», sagt Alain Griffel, Ordinarius an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Uni Zürich. Das habe auch später in der Berufspraxis Folgen, betont Griffel. «Kürzlich habe ich ein Gerichtsurteil gelesen, vermutlich verfasst von einem jungen Gerichtsschreiber, von dem selbst ich als Jurist die entscheidende Passage nicht verstanden habe.» Da gehe es nicht mehr um die Frage, ob das Komma am richtigen Ort stehe, fährt der Professor fort. «Verständliche Urteile sowie andere

Rechtsdokumente sind eine staatstragende Angelegenheit.» Das konfus verfasste Urteil ist längst kein Einzelfall:

Regelmässig beschwerten sich Juristen aus der Praxis bei Dozierenden. Nun reagiert die Rechtswissenschaftliche Fakultät auf den Nachholbedarf: Sie führt eine Studienreform durch, die dem Schreiben und dem Sprachverständnis mehr Raum gibt. Ab Herbst 2021 wird für Erstsemestrige ein Kurs zum wissenschaftlichen Schreiben obligatorisch.

In einem Proseminar im dritten Semester sollen die Jus-Studierenden in Kleingruppen – soweit bei 700 Studienanfängern pro Semester möglich – die Textarbeit vertiefen und sich gegenseitig kritisieren. «Sie sollen ein Gefühl dafür bekommen, wann ein Urteil gut geschrieben ist und wann nicht», erklärt Griffel. «Ein fähiger Jurist arbeitet mit der Sprache wie der Chirurg mit dem Skalpell – und nicht mit einem Brotmesser.»

Einen Steinwurf von den Juristen entfernt lernen die Neuankommlinge am Historischen Seminar wissenschaftliches Schreiben schon länger. Da sich an Texten immer noch schleifen lässt, bietet das Seminar seit 2019 Schreibwerkstätten für Bachelor- und Master-Studierende an. Bei Bedarf repetiert Geschichtspräsidentin Marietta Meier darin nochmals die grundlegenden Kommaregeln. «Nicht alle Studierenden können in einem Text ohne Interpunktion sämtliche Kommas richtig setzen», erzählt Meier.

Auch darin sind sich die Dozierenden einig: Solche Grundkenntnisse kann die Uni, wo Fachwissen vermittelt werden soll, noch voraussetzen. «Das ist die Aufgabe der Gymnasien», findet der Basler Jus-Professor Roland Fankhauser, «uns fehlen dazu schlicht die Ressourcen.» Bringen die Gymnasien den Maturanden

kein genügendes Deutsch mehr bei? Die Frage geht an den Verein der Schweizer Deutsch-Gymnasiallehrer: «Die Behauptung, dass sich die Schreibkompetenz verschlechtert, existiert seit dem 19. Jahrhundert – sie stimmt auch heute nicht», entgegnet VDSL-Präsident Pascal Frey. «Im Gegenteil: Heute können Schülerinnen und Schüler mit Thesen und Meinungen in fremden Texten gut umgehen, was angesichts der aktuellen Informationsflut enorm wichtig ist.» Frey betont zudem, dass Deutsch heute lediglich eines von zahlreichen Gymnasialfächern sei – und deshalb im Verhältnis an Stellenwert verloren habe.

Widersprüchliche Studien

Wissenschaftlich sind Veränderungen in der Schreibkompetenz schwer zu belegen, die Resultate entsprechend widersprüchlich. Eine Studie der Uni Würzburg von 2007 will anhand von Fehlerquoten in Diktaten feststellen, dass sich das Rechtschreibe-Niveau in den vergangenen Jahrzehnten erheblich verschlechtert habe. Eine Frankfurter Studie von 2003 wiederum kommt zum Schluss, dass der Wortschatz bei Abituraufsätzen über die Jahre gewachsen sei.

Ein häufig geäussertes Verdacht ist der Einfluss der neuen Medien auf das geschriebene Deutsch; die flapsige Chat-sprache und hastig getippte E-Mails würden die Sorgfalt senken. Diesen Vorwurf hat die Zürcher Germanistikprofessorin Christa Dürscheid in einem Nationalfondsprojekt widerlegt. Sie kam zum Ergebnis, dass Jugendliche durchaus in der Lage sind, zwischen den formalen Anforderungen eines SMS und einer Schularbeit zu differenzieren.

Unbestritten ist unter den Experten die veränderte Bewertung der Sprache. Auf allen Bildungsstufen werde Formales wie Grammatik und Rechtschreibung heute schwächer gewichtet als Inhaltliches wie Textverständnis und Originalität. Aber der Anspruch an gutes Deutsch ist geblieben. «Das Geschriebene ist die Visitenkarte eines Geistesarbeiters», sagt Roland Fankhauser, der Basler Jus-Dekan. «Sie liefert den ersten Eindruck – und der zählt bekanntlich.»

«Oft fehlt

Gabriele Siegert ist Vize-Rektorin der Universität

NZZ am Sonntag: In Hochschulkreisen wird zunehmend bezweifelt, dass die Gymnasien ihre Schülerschaft gut auf den Schritt an die Hochschule vorbereiten. Alain Griffel, Prodekan Lehre an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät, redet von teilweise inexistenten Kommaregeln und Passagen in Arbeiten, die man kaum versteht. Was ist Ihre Erfahrung?

Gabriele Siegert: Alain Griffel spricht etwas an, was ich so schon von mehreren Quellen gehört habe. Sie stellen zwar keine eklatanten Defizite fest, aber sie sagen, dass sich viele Studierende schwertun, längere, logisch kohärente Argumentationen aufzubauen. Die Studierenden sind begrenzt begeistert, wenn es darum geht, lange und komplizierte Texte zu lesen – aber das ist in der Wissenschaft nun mal oft der Fall.

Liegt die kurze Aufmerksamkeitsspanne am Medienwandel und damit auch an der Verschiebung vom Schriftlichen zum Audiovisuellen?

Tatsächlich erleben wir gerade den Übergang zu einer audiovisuellen Kultur. Jetzt muss man sich fragen: Ist das Audiovisuelle weniger komplex zu verarbeiten? Nicht unbedingt, würde ich sagen. Beim Audiovisuellen ist man dem Tempo ausgeliefert und muss sich anpassen, während man etwa eine Gebrauchsanweisung so oft lesen kann, wie man will. Trotzdem ist die Tendenz zu Bildern da – da ist die Medien-nutzung von Maturanden aber keine Ausnahme. Was ich vor allem unter den Erstsemestrigen feststelle, ist eine grosse Varianz: Man hat Leute, die fast druckreif sprechen und schreiben und komplizierte Sachverhalte aufgreifen; und man hat Leute, die komplett überfordert sind. Da überlegt man sich dann schon: Gehören die an eine Hochschule? Sind die studierfähig? Woher kommt ihr Unvermögen? Das hat nicht nur mit dem Gymnasium zu tun, sondern auch mit dem Fach, das man wählt.

Wie meinen Sie das?

Es gibt Studien, die wählen Sie nur aus, wenn Sie das bewusst wollen – etwa Mathematik. Das studieren Sie kaum, weil Ihnen nichts anderes einfällt. Es gibt aber andere Studienprogramme, die auch gewählt werden, wenn man noch nicht genau weiss, was man studieren will.

Welche Studien sind das?

Typischerweise Betriebswirtschaft, Psychologie und auch Kommunikationswissenschaft – «etwas mit Medien», wie es ja so schön heisst. Das heisst, man hat unter den Erstsemestrigen einen Teil, der sich interessiert und einlässt. Andere haben den Studiengang eher aus Verlegenheit gewählt und sind

daher eher begrenzt involviert und engagiert.

Was erwartet denn die Universität grundsätzlich von Maturanden?

Wir gehen davon aus, dass die fachlichen Kompetenzen gegeben sind – von der Erstsprache bis zu Mathematik und Naturwissenschaften. Vor allem aber erwarten wir überfachliche Kompetenzen: Neugier etwa; etwas wirklich wissen wollen. Diese Eigenschaften – auch Selbständigkeit – müssen sie mitbringen. Es sind Fähigkeiten, die gemäss Maturitätsanerkennungsreglement gefordert sind: Arbeitsorganisation, Zeitmanagement, soziales Lernen. Der wichtigste Treiber ist aber die Neugier. Was mir aber fehlt bei Studienanfängern, ist die Frustrationstoleranz: Durch eine Prüfung zu fallen oder eine Arbeit zu schreiben, die schlecht benotet wird, und daraus zu lernen. Sich nicht runterziehen zu lassen, sondern sich ernsthaft mit seinen Fehlern auseinanderzusetzen, das muss auch gelernt sein. Manche fallen bei verpatzten Prüfungen in ein Loch, aus dem sie nur schwer wieder herauskommen.

Wird Frustrationstoleranz an den Gymnasien zu wenig gelernt?

Da ist die Schule aber nicht die einzige Instanz, die das vermitteln muss. Lernen die Jungen sowohl in der Schule wie auch in anderen Kontexten, dass man aus Fehlern lernen kann und muss? Da ist das Gymnasium nur eine Instanz – ich stelle einfach fest, dass wir da besser werden müssen.

Haben Sie eine Idee, wie?

Nein. Aber womöglich ist diese Kultur in der Schweiz weniger ausgeprägt als in anderen Ländern. Ich habe ein paar Jahre in Österreich gearbeitet, das war etwas anderes. In der Schweiz sagt man in den Seminaren mal lieber nichts – es könnte ja falsch sein. Deshalb sind Studierende darin meist zu ruhig. Es ist spannend, zu sehen, wie unterschiedlich es in der Kinderuniversität zu- und hergeht: Die fragen alle, die strecken auf. Die Studierenden hingegen dazu bringen, oppositionell zu denken, das ist nicht einfach. Deshalb frage ich mich: Wieso fragen die Kinder mit zehn oder zwölf noch und als Studierende nicht mehr? Was passiert da dazwischen? Ich habe leider keine schlüssige Erklärung.

Hingegen loben Dozierende bei den Studienanfängern die Fähigkeiten, sich mündlich auszudrücken und zu präsentieren. Ist das etwas anderes?

Ja – denn sie können sich auf eine Präsentation vorbereiten, können Hilfsmittel wie Power Point benutzen, da

700

Erstsemestrige studieren jedes Jahr Jus in Zürich. Jeder von ihnen muss in einem Kurs Schreibkompetenz üben.

die Frustrationstoleranz»

Zürich. Von Studienanfängern wünscht sie sich eine dickere Haut und Mut zur Opposition. **Von Joel Bedetti**

sind sie echt gut darin. Früher gab es manchmal Studierende, die brachten kaum ein Wort hervor, das habe ich in den vergangenen Jahren nun nie mehr erlebt. Aber diese spontane Interaktion - da hapert es.

Sie sagen, die Varianz der Studienanfänger sei sehr gross - wären Eintrittsprüfungen ein sinnvolles Mittel, keine Ressourcen im Grundstudium zu verschwenden?

Die Art, wie in Studienprogrammen die Assessmentstufe gestaltet wird, also das erste oder die ersten beiden Semester, gibt den Studierenden meist genug Signale, ob sie richtig gewählt haben. Wäre eine Vorprüfung sinnvoll? Möglich, aber dann müsste es eine sehr ausgeklügelte Prüfung sein: mindestens schriftliche Prüfungen und persönliche Interviews. So ein Prozess wäre unverhältnismässig aufwendig. Da ist es vermutlich effizienter, die Assessmentstufe so zu gestalten, dass die, denen es an den Kompetenzen fehlt, entweder bei den Prüfungen durchfallen oder selbst einen anderen Weg einschlagen.

Eine andere Idee wäre eine einheitliche Maturitätsquote, denn diese ist ja je nach Kanton unterschiedlich - in der Ostschweiz tief, je weiter westlich, desto höher. Hat das nicht Auswirkungen auf die Kompetenzen der Abgänger?

Tatsächlich gibt es vereinzelt Hinweise, dass aus den Kantonen mit höherer Maturitätsquote mehr Studierende das Studium nicht schaffen. Ich würde aber auf eine einheitliche Quote verzichten. Es wäre auch nicht fair: In einem Jahr würden die Schüler, nur weil sie in einer starken Kohorte sind, den Eintritt ins Gymnasium nicht schaffen, in einem anderen Jahr würden dieselben Schüler aber bestehen, bloss weil sie in einer schwächeren Kohorte sind.

In der Schweiz bestimmt die sozioökonomische Schichtzugehörigkeit stark über die Frage mit, ob jemand an die Hochschule gelangt. Wie stellen wir Bildungsgerechtigkeit her?

Wenn freier Hochschulzugang wie in der Schweiz gewährleistet ist, aber der Zugang zu höherer Bildung trotzdem von den finanziellen Möglichkeiten und der Schichtzugehörigkeit abhängt, muss sich gesellschaftlich etwas ändern - auch aus egoistischer Perspektive: Wir brauchen die Leute, die die besten Fähigkeiten und Talente mitbringen, und nicht die, die in die richtige Familie hineingeboren sind. Ich erwähne nochmals die Kinderuniversität: Wir wollen, dass Kinder aus allen Schichten in Berührung mit der Universität und der Wissenschaft kommen, damit das nichts Fernes ist, sondern eine Institution, die man kennt.



Viele Studierende tun sich schwer damit, längere, logisch kohärente Argumentationen aufzubauen.

Gabriele Siegert

Siegert stammt aus Augsburg (D), wo sie Wirtschafts- und Sozialwissenschaften studiert hat. Habilitiert hat sie in Österreich. 2001 kam sie nach Zürich und wurde Professorin am Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung mit Schwerpunkt Medienökonomie. Heute ist sie Prorektorin Studium und Lehre und Vize-Rektorin der Universität Zürich.

Viele deutsche Einwanderer bekunden Mühe mit der Vorstellung, dass ihre Kinder nicht ans Gymnasium gehen und die Berufsbildung wählen. Was entgegen Sie ihnen?

Das das Schweizer Bildungssystem viel durchlässiger ist als in vielen anderen Ländern. Ich kenne einige Personen, die nicht studiert haben und eine wahnsinnige Karriere hingelegt haben - die stecken Akademiker gehaltsmässig locker in den Sack. Die Schweiz ist auch sehr auf Weiterbildung fokussiert; das lebenslange Lernen wird gelebt. Und

GABI VOGT



das ist unglaublich wichtig: Es ist ja nicht gesagt, welche Berufsbilder in dreissig Jahren verschwunden sind und welche es noch geben wird.

Was empfehlen Sie künftigen Maturanden für die Studienwahl?

Man muss neugierig und selbständig sein - auch kritisch denken. Das *Wie* ist entscheidender als das *Was*. Viele Sozialwissenschaften arbeiten mit Statistik. Wenn ich damit nichts am Hut habe, dann darf ich weder Psychologie noch Kommunikationswissenschaft

studieren. Will ich mit schriftlichen Quellen arbeiten oder im Labor? Es geht mehr darum, sich zu fragen, in welcher Tätigkeit man eine Befriedigung findet und weniger in welchem Thema.

Was hat Ihnen das Gymnasium für Ihr eigenes Leben mitgegeben?

Frustrationstoleranz. Ich startete als nicht so gute Schülerin, wurde aber immer besser. Andere starteten als Einser-Schüler, wurden dann aber immer schlechter. Ich profitiere bis heute von dem Wissen aus dem Gymnasium.

«In der Schweiz sagt man in Seminaren erst einmal nichts - es könnte ja falsch sein», sagt Professorin Siegert.

Mut zur Veränderung

Mehr aktives Engagement der Schüler, weniger Fächer und die Abschaffung von Prüfungen und Noten: Bildungsexperte **Philippe Wampfler** fordert ein radikal anderes, neues Gymnasium

GAËTAN BALLY / KEYSTONE



Heute unterscheiden die Gymnasien zwischen analoger und digitaler Sphäre. Diese Trennung sei obsolet, findet der Autor.

1. Gymnasien brauchen Freiräume

Der Stundenplan einer Gymi-Klasse wirkt auf den ersten Blick chaotisch: Die Schülerinnen und Schüler verbringen lange Tage in einer Vielzahl von Räumen, sie beschäftigen sich 45 oder 90 Minuten lang mit komplexen Fragestellungen aus allen Wissens- und Lebensbereichen, aufgeteilt in bis zu 15 Fächer pro Woche. Diese Vertaktung verhindert eine vertiefte Auseinandersetzung mit ausgewählten Themen, sie steht einem Verständnis für Lernprozesse, der Motivation und dem systematischen Denken im Wege. Die übervollen Stundenpläne und Fachlehrpläne erschweren es Lernenden, die Grundlagen für lebenslanges Lernen zu erwerben - sie sind abhängig von Struktur und externen Vorgaben. Dabei wären seit der letzten Entwicklung des Gymnasiums durchaus Vertiefungsangebote denkbar: In den zwei Jahren vor der Matur bieten Schwerpunkt- und Ergänzungsfächer wie auch die Maturitätsarbeit Möglichkeiten für eine intensivere Auseinandersetzung mit Fragestellungen. Wichtig wären offene Forschungssituationen mit Labor- oder Ateliercharakter, in denen auch unerwartete Ergebnisse entstehen. Gymnasien bilden Menschen aus, die fleissig Aufgaben abarbeiten. Aktives Engagement ist lediglich Kür. Das muss sich ändern.

2. Gymnasien brauchen eine neue Lernkultur

Der verantwortungsvolle Umgang mit Freiräumen erfordert eine Lernkultur, die Vermittlung durch Kooperation ersetzt. Ein System, in dem Lehrpersonen das Wissen weitergeben, das sie vor 10, 20 oder 40 Jahren im Studium erworben haben, ist nicht zeitgemäss, weil sich Wissen und Problemstellungen rasant

verändern. Lehrende und Lernende sollten gemeinsam Lernumgebungen gestalten. Das heisst, sie wählen fallweise geeignete Materialien oder neue Methoden. Sie entscheiden etwa mit, wie Erklärvideos oder Computerspiele lernwirksam genutzt werden.

3. Gymnasien müssen fachfreies Lernen einführen

Eine neue Lernkultur kann nur entstehen, wenn Fachunterricht eingeschränkt wird. Das Fächersystem der Gymnasien ist an seine Grenzen gestossen. Bis 2022 müssen alle Schulen Informatik als Grundlagenfach anbieten, was zu Kürzungen bei anderen Fächern führt. Gleichzeitig sieht die gegenwärtige Reform der Rahmenlehrpläne durch die EDK vor, zusätzliche Inhalte in die Fachlehrpläne zu schreiben: Die Bereiche «nachhaltige Entwicklung», «politische Bildung» sowie «Digitalisierung» werden im Fachunterricht bearbeitet. Hinzu kommen die basalen Kompetenzen, Grundfertigkeiten, die alle Lernenden an Gymnasien beherrschen sollten. Sie werden ebenfalls verstärkt in den einzelnen Fächern ausgebildet.

Mehr und immer vollere Fächer: Das führt zu Kompromissen und Qualitätseinbussen - und zu Überforderung. Welche Lehrperson kann in zwei oder drei Wochenlektionen enthusiastisch und motivierend aktuelles Fachwissen vermitteln, interdisziplinäre Bezüge herstellen, Arbeitsmethoden und überfachliche Kompetenzen ausbilden - und all das schliesslich auch noch mit fairen Leistungsmessungen beurteilen?

4. Gymnasien müssen sich von der Prüfungskultur lösen

Die Diskussion über die Machbarkeit von Maturitätsprüfungen nach dem Pande-

mie-bedingten Lockdown hat einmal mehr eine Spaltung in der Bildungspolitik offenbart: Was auf der einen Seite als zunehmend aus der Zeit gefallenes Ritual wahrgenommen wird, macht für andere die Identität der gymnasialen Maturität aus. Die Prüfungen stellen ein wesentliches Ziel dar, markieren den Übergang von Schule zu Studium.

Dies steht im Kontrast zur verzweifelten Suche nach Prüfungsmodalitäten, die ins 21. Jahrhundert passen: Immer mehr Gymi-Klassen arbeiten mit Laptops oder Tablets. Sie lernen, im Netz zu recherchieren, zusammenzuarbeiten und in Kontakt mit Fachpersonen zu treten. Der Aufbau und die Pflege von Wissensbeständen ist - auch in Unternehmen und an Hochschulen - zu einer kollektiven Aufgabe geworden. Prüfungen isolieren Lernende; sie suggerieren, Leistung sei lediglich das, was eine einzelne Person in einem spezifischen Moment erbringen könne. Die Prüfungen färben auf die Schulkultur ab: Fragt man Schülerinnen, ob sie lieber etwas Interessantes lernen würden oder eine gute Note hätten, wählt die Mehrheit die Note. Die Prüfungskultur beschädigt Motivation, sie verleidet Kindern schon in der Primarschule das Lernen. Denkbar wäre allerdings ein anderes Modell: Lernende dokumentieren ihre Arbeits- und Austauschprozesse in einem digitalen Portfolio, das die Grundlage von Standortgesprächen wird. Was sie lernen, geben sie übers Netz an andere weiter. Noten braucht es dafür keine.

5. Gymnasien müssen zu gerechten Schulen werden

Noten haben noch eine andere Funktion: Sie dienen der Selektion. Die tiefe gymnasiale Maturitätsquote in der Schweiz kommt über strenge Auswahlverfahren zustande. Diese wirken sich allerdings

Philippe Wampfler



Wampfler unterrichtet Deutsch an der Kantonsschule Enge sowie Deutschdidaktik an der Universität Zürich. Er publiziert zu Digitalisierung in der Bildung und ist Teil einer Arbeitsgruppe, die sich im Auftrag der Schweizerischen Konferenz der Erziehungsdirektoren der Weiterentwicklung der gymnasialen Lehrpläne annimmt. (brk.)



Fragt man Schüler, ob sie lieber Interessantes lernen würden oder gute Noten hätten, wählen die meisten die Noten.

doppelt ungerecht aus: Erstens sind die Anforderungen von Kanton zu Kanton unterschiedlich. Wer in Basel eine Matur locker schafft, besteht möglicherweise in Zürich die Aufnahmeprüfung ans Gymnasium nicht. Zweitens führt die heute praktizierte Selektion zu einer Elitenbildung: Tendenziell besuchen die Kinder von gebildeten Eltern ein Gymnasium. Auch hier wäre die Lösung einfach: «Matura für alle» fordert der Bildungsexperte Andreas Pfister. Wer eine Vollzeitschule besuchen will, wird an einem Gymnasium individuell gefördert. Wer eine Berufslehre absolviert, erwirbt eine Berufsmatura. Letztlich würde dieser starke Ausbau bedeuten, dass die Maturität zum Normalfall würde, was einen Schritt zu mehr Bildungsgerechtigkeit darstellen würde.

6. Gymnasien müssen postdigital werden

Digitalisierung prägt Kultur und Gesellschaft. Heute sind Schweizer Gymnasien geprägt von der Trennung analoger und digitaler Sphären. Davon müssen sie sich lösen, indem sie postdigital werden: Nicht lange darüber debattieren, ob digitale Werkzeuge den traditionellen Unterricht bereichern. Sondern wirksame, hybride Lehr- und Lernformen entwickeln und dafür auf alle verfügbare Medien und Tools zurückgreifen. Dann wird deutlich, dass auch die Automatisierung Freiräume schaffen kann: Basale Kenntnisse und Routinen können Lernende heute mit adaptiver Lernsoftware erwerben und festigen. Geschieht das, dann ergeben sich Gestaltungsräume und ergebnisoffenes Lernen. Lehrpersonen unterstützen Lernende, treten mit ihnen in einen Dialog über ihr Lernen und entwerfen motivierende Lernumgebungen zur Anwendung und Erweiterung von Grundfertigkeiten.

«Viele Gymi-Schüler wären an der FMS besser aufgehoben»

Wissenshungrig, aber nicht an der Theorie, sondern am echten Leben interessiert? Die Fachmittelschule (FMS) ist für einige Jugendliche die bessere Alternative, meint Sandrine Gehriger

Man könnte meinen, in der Schweiz stünden Jugendlichen im Grunde zwei Wege offen: die Berufslehre oder das Gymnasium. Die Lehre erfüllt das Bedürfnis nach Praxis, hier zeigt sich das Leben konkret. «Wer denkt abstrakt?», fragte hingegen der Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel in einem berühmt gewordenen Text. In unserem Bildungssystem sind es die Gymnasiastinnen und Gymnasiasten, die Lust an der Theorie verspüren. Die Gretchenfrage lautet darum verknüpft: «Abstrakt oder konkret?»

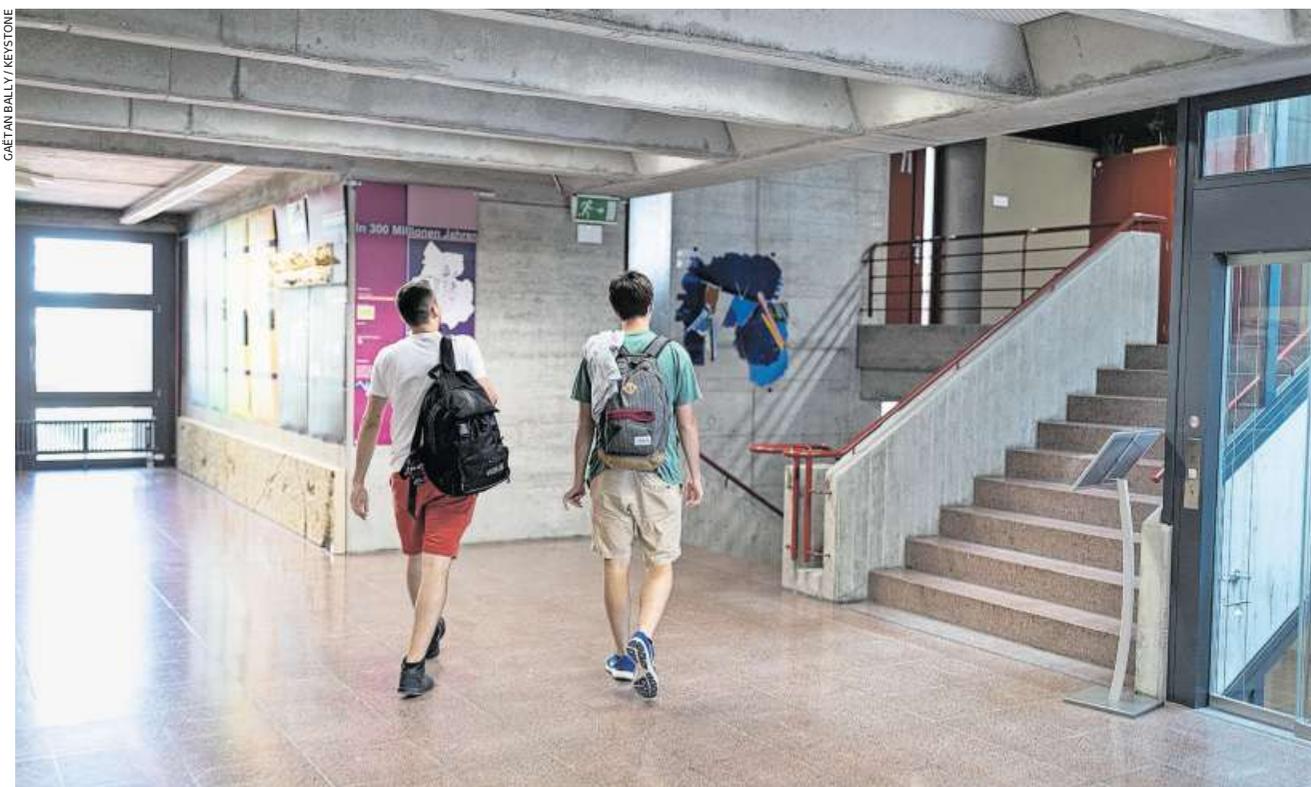
Viel zu wenig bekannt ist aber ein Schultyp, der beides vereint: die Fachmittelschule. In den 1990er Jahren ist sie im Zuge der Einführung der Fachhochschulen aus den bisherigen Diplommittelschulen weiterentwickelt worden. Seitdem füllt die FMS eine Lücke: Sie bietet vertiefte Allgemeinbildung (darin gleich sie dem Gymnasium) und verbindet diese mit der beruflichen Praxis (darin gleich sie der Berufslehre). Denn in der FMS sind Praktika und berufsspezifischer Unterricht integraler Bestandteil der gesamten Schulzeit.

Anders als Handels- oder Informatikmittelschulen, die zur beruflichen Grundbildung gehören, schliesst die FMS-Schülerschaft nach einem längeren Praktikum und zusätzlichem Fachunterricht die Fachmaturität ab und erhält damit den Zugang zu bestimmten Bachelorstudiengängen an Fachhochschulen oder pädagogischen Hochschulen. Mit einer Passerellen-Prüfung stehen den Absolventinnen und Absolventen auch die universitären Hochschulen offen.

Systemrelevante Berufsfelder

Sieben Fachrichtungen existieren in der Schweiz für die FMS, wobei kein Kanton alle anbietet. Die häufigsten sind Gesundheit, Naturwissenschaften, Soziale Arbeit und Pädagogik - systemrelevante Berufsfelder also, in denen Fachkräftemangel herrscht. Dazu kommen Kommunikation und Information, Gestaltung und Kunst, Sport und Musik und Theater.

Als Lehrerin beobachte ich, wie Jugendliche zu Erwachsenen heranreifen. Dabei scheint mir, dass sich FMSler, wie die Schüler dieses Schultyps im Lehrerzimmer genannt werden, in besonderem Masse persönlich entwickeln. Weil sie sich in verschiedenen Berufen



FMS-Schüler seien anders in der Welt verortet als Gymnasiasten, schreibt die Autorin. Kantonsschule Glarus. (8. Mai 2018)

erleben, sind sie anders in der Welt verortet als Gymnasiasten. Es gelingt ihnen besser, die Theorie mit der Praxis und die Schule mit dem Leben zu verknüpfen. Weil sie sich immer wieder mit sich selber auseinandersetzen, spüren sie unmittelbar, wer sie sind und einst sein möchten. «Die Wahrheit ist konkret», so verstand Bertolt Brecht den Philosophen Hegel. Die FMS lässt ihre Schützlinge abstrakt denken und konkrete Wahrheiten erleben. Das macht diesen Schultyp so wertvoll.

Angeht diese Vorteile ist es bedauerlich, dass die FMS so wenig bekannt ist. Im bevölkerungsreichsten Kanton Zürich existieren nur drei FMS-Schulen (davon eine privat) gegenüber 33 Gymnasien (davon zehn privat). In zwei bezüglich der Einwohnerzahl vergleichbaren Gebieten, der Genfersee-Region und dem Espace Mittelland, stehen für die Jugendlichen dagegen 22 Gymnasien und 15 Fachmittelschulen zur Auswahl.

Seit Jahren steigen die Maturitätsquoten, während in Hochschulkreisen das sinkende Niveau der Abgänger beklagt wird. Dazu eine These: Es sind zu



Schülern an der FMS gelingt es besser, die Theorie mit der Praxis, die Schule mit dem Leben zu verknüpfen.

viele Schülerinnen und Schüler am Gymnasium, die an einer FMS besser aufgehoben wären, weil sie sich zwar nach vertiefter Bildung, aber eben auch nach mehr Lebensrealität sehnen.

Durchlässigkeit wird gefördert

Es gibt weitere Gründe, warum die FMS gestärkt werden sollte: In die FMS wagen sich etwas mehr Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund als ins Gymnasium. FMSler können nach einem guten Abschluss vielerorts relativ unkompliziert ans Gymnasium wechseln, das fördert die Durchlässigkeit und Bildungsgerechtigkeit. Warum also nicht die Institution Fachmittelschule bewusst stärken und gleichzeitig die Gymnasialquote senken? Vielen Mittelschülerinnen und -schülern würde die Alternative guttun. Und vielleicht könnte das sogar eine elegante Lösung sein, um in der Schweiz den prüfungsfreien Hochschulzugang zu sichern.

Sandrine Gehriger ist Gymnasial- und FMS-Lehrerin im Kanton Bern und freie Mitarbeiterin der «NZZ am Sonntag».